

8

Ngong, Anfang Dezember 1922

Kamante lehnte am Zaun des Klinikgeländes und sah zu einer Gruppe von Jungen hinüber, die schreiend einem Ball hinterherjagten. Fußball hieß das Spiel, das er hier kennengelernt hatte. Er verzog die Mundwinkel. Einerseits war das Spiel schön, weil man dabei rennen musste – und rennen konnte er jetzt, zum ersten Mal seit Langem. Andererseits mochte er nicht in der Gruppe der anderen

Kinder laufen. Ihr lautes Rufen, das ständige Anrempeeln waren ihm unangenehm. Deshalb tat er so, als ließe sein Bein das Spielen nicht zu. Anfangs hatten die anderen ab und zu nachgefragt, danach hatten sie ihn links liegen lassen.

Ein spöttisches Lächeln erschien auf Kamantes Gesicht, als er sah, wie ein älterer Junge stehen blieb und sich Hose und Hemd herunterriss. Laut johlend machten die anderen es ihm nach. Nur das, was sie hier Unterhose nannten, behielten sie an.

Kamante sah an sich hinunter. Hose und Hemd waren sauber, weshalb ihn die Schwestern in der Klinik lobten, aber auch über sie lachte Kamante innerlich. Er hielt seine Kleider nicht sauber, weil er sie schätzte, sondern weil er keinen Grund hatte, sie schmutzig zu machen. Genauso wie es keinen Grund gab, sie auszuziehen. Überhaupt gab es nicht viele Dinge, die ihm wichtig waren.

»Kamantiii ...«

Er sah auf. Vor der Tür des flachen Klinikgebäudes stand eine Schwester und winkte. Wieder huschte das für Kamante charakteristische spöttische Lächeln über sein Gesicht. Die Fremden, die fast nur Englisch redeten, sprachen seinen Namen aus, als stünde am Ende ein i statt einem e. Jedes Mal, wenn sie ihn so nannten, sah er sie prüfend an. Irgendwann mussten sie ihren eigenen Fehler doch bemerken – aber sie taten es nie. Kamante setzte sich in Bewegung.

Im Sprechzimmer untersuchte der Arzt seine Beine.

»Vizuri sana«, sagte er. »Sehr gut.«

»My legs look very good«, wiederholte Kamante.

Dr. Arthur lächelte. »Dein Englisch ist gut geworden in der kurzen Zeit.«

Kamante sah ihn forschend an, doch der Arzt schien sein Kompliment ernst zu meinen, und Kamante war stolz.

Dr. Arthur lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Ich glaube, mehr können wir für dich nicht tun, Kamante.

Du kannst nach Hause. Ich werde die Baronin Blixen informieren, damit sie dich abholt.«

»Nein, nichts sagen!«, rief Kamante ungewohnt heftig. Auf seiner Stirn stand eine steile Falte, die Augen funkelten.

»Aber wieso?«, fragte Dr. Arthur erschrocken. »Bis zur Farm sind es über zehn Meilen. Du kannst ja wohl kaum ...«

»Ich gehe auf zwei gesunden Beinen.« Kamante stand sehr aufrecht. Dann nahm er eine Mullbinde vom Tisch und reichte sie dem Arzt. »Bitte, verbinden. Überraschung für die M'sabu.«

Der Arzt schüttelte lachend den Kopf. »Verstehe.« Sorgfältig wickelte er die nunmehr überflüssige Binde um Kamantes Beine.

»Ich bin jetzt übrigens Christ«, sagte Kamante spontan.

Der Arzt sah überrascht auf. »Tatsächlich?« Er runzelte die Stirn. »Du weißt, dass das nicht nötig gewesen wäre. Haben

dich die Schwestern hier in der Mission überredet? Oder einer der Priester?»

Kamante machte ein abschätziges Gesicht. »Das war nicht nötig. Für Gott braucht man keine Gründe«, sagte er nur.

Dr. Arthur schüttelte halb im Ernst, halb amüsiert den Kopf.

Kamante nickte ihm zu. »Goodbye, doctor.« Er ging zur Tür, doch im Rahmen sah er sich noch einmal um. »Eine Frage habe ich aber. Warum tragen Christen Hosen und Hemden, obwohl euer Gott Jesus ein langes Gewand trug? In der Kirche könnt ihr ihn euch ansehen. Er hat ein weißes Gewand an bis zu den Füßen. Warum kleidet ihr euch nicht wie er?«

Der Arzt nickte langsam. »Weißt du, darauf kann ich dir keine Antwort geben.«

Kamante sah ihn einen Augenblick zweifelnd an, dann drehte er sich um und ging.

Ganz leicht drückte Tanne die kleinen harten Kaffeekirschen zwischen ihren Fingern. Einige von ihnen waren noch grün, viele schon gelb, andere sogar schon rot. Der Kurze Regen zwischen Ende September und Anfang Dezember war reichlich gewesen, endlich konnten sie auf eine gute Ernte hoffen. Sie seufzte kaum hörbar und ließ ihren Blick über das ebene, grüne Grün der Plantage schweifen, das inmitten der wilden, ungezügelter Landschaft wunderschön aussah.

Es regnete weniger als in den tiefer gelegenen Gegenden, dafür war es kälter. Wie oft hatte sie dadurch schon halbe Ernten verloren. Wenn es nur dieses Mal klappte. Sie brauchte das Geld, um den stetig anwachsenden Schuldenberg zu verkleinern und ihrer Familie in Dänemark zu beweisen, dass sie es schaffen konnte – so wie mit der Kaffeerösterei. Thomas hatte hart gearbeitet. Es fehlte nicht mehr viel, bevor sie in Betrieb gehen konnte. Tanne warf

einen letzten Blick auf die Plantage, dann wandte sie sich zum Gehen.

Es war warm, doch die Luft des Hochlandes war von samtiger Klarheit – pure Energie. Mit großen Schritten ging sie zurück zum Haus. Schon von ferne sah sie, dass jemand auf der Veranda stand. Ihr Herz machte einen Sprung, obwohl der Verstand ihr sagte, dass Denys noch nicht von seiner Geschäftsreise zurück sein konnte. Seit ihrem gemeinsamen Morgen in den Ngong-Bergen hatte sie nichts mehr von ihm gehört, und mittlerweile begannen die Tage und Wochen sich in die Länge zu ziehen. Sie spürte ein leises Vibrieren in ihrem Inneren, das langsam stärker wurde.

Tanne blieb stehen und schirmte die Augen mit der Hand ab. Es war ein Kind. Abdullahi? Nein, unmöglich. Abdullahi war Mohammedaner, weshalb sie ihn und seinen Bruder Farah noch nie ohne Turban gesehen hatte. Dieser Junge dagegen trug das schürzenartige Hemd der Kikuyu. Aber

Kamante konnte es ja kaum sein. Der Arzt der Schottischen Mission hätte ihr sicher Bescheid gegeben.

Tanne dachte daran, wie sie den Jungen zuletzt besucht hatte. Anschließend war sie auf ihrem Pferd direkt am Zaun der Mission vorbeigeritten, und plötzlich war auch Kamante dort gewesen und von innen am Zaun entlanggerannt. Schnell war er gewesen auf seinen dünnen, für den Rest des Körpers viel zu langen Beinen. Tanne hatte das Pferd anhalten wollen, doch Kamante war einfach weitergerannt, immer neben ihr her und nur durch den Zaun von ihr getrennt. Seine Augen waren nach vorne gerichtet gewesen, aufs Rennen konzentriert. Dann war das Grundstück der Mission zu Ende gewesen, und er war heftig atmend stehen geblieben. Tanne hatte ihr Pferd gezügelt, sich umgesehen und ihm zugewinkt, ohne dass von Kamante eine Reaktion gekommen wäre. Erst als sie sich schon wieder hatte umdrehen wollen, war sein Arm kerzengerade in die Höhe

geschossen und dort geblieben. Tanne lächelte bei dem Gedanken. Was für ein seltsamer kleiner Kerl dieser Junge doch war.

Jetzt war sie nur noch wenige Schritte von der Veranda entfernt, aber mittlerweile war sie leer. Tanne nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand durch die vollen braunen Haare. Vor der Tür zum Wohnzimmer streifte sie sich die staubigen Stiefel ab.

»Jambo, M'sabu.«

Sie blickte auf.

»Kamante? Also doch! Wie in aller Welt bist du von der Mission hierhergekommen? Doch nicht etwa zu Fuß? Haben sie dich entlassen?«

In Kamantes Gesicht regte sich kein Muskel, und auch seinem Blick war nichts zu entnehmen. Statt einer Antwort hielt er ihr einen Brief hin. Tanne riss ihn auf und überflog die Zeilen.

»Sie haben dich entlassen. Der Arzt sagt, sie haben getan, was sie konnten – was auch immer das heißen mag.« Prüfend sah sie den Jungen an, doch der stand steif und mit ausdruckslosem Gesicht vor ihr.

»Deine Beine sind wieder verbunden.« Sie ging auf ihn zu. »Das letzte Mal, als wir uns gesehen haben, ging es dir doch viel besser. Sind sie etwa wieder ...?« Tannes Herz wurde schwer. »Darf ich mal sehen?« Als keine Reaktion kam, bückte Tanne sich und löste vorsichtig die Binde. Kamante zuckte zusammen.

»Oh, habe ich dir wehgetan? Das tut mir leid.« Kamante verzog das Gesicht, und Tanne seufzte innerlich. Offenbar war es den Ärzten nicht gelungen, den Jungen dauerhaft zu heilen. Jetzt war sie bei der letzten Lage angelangt und zog den Rest des dünnen Tuchs herunter.

»Aber ...«, entfuhr es ihr ungläubig. Da erklang ein wildes, befreites Lachen. Tanne sah zu Kamante hoch, dessen Freude

über die geheilten Beine sich mit derjenigen mischte, sie so erfolgreich hinters Licht geführt zu haben.

Vorwurfsvoll wollte sie den Kopf schütteln, doch sie konnte nicht anders, sie musste einfach mitlachen.

»Was wirst du jetzt machen?«, fragte sie, als sie sich wieder gefangen hatte. »Gehst du nach Hause zu deiner Familie?«

Kamante nickte feierlich. »Ja. Ich muss ihnen ja sagen, dass ich die Ziegen nicht mehr hüten kann.«

»Aber warum denn nicht?« Tanne hob fragend die Augenbrauen.

»Weil ich von jetzt an für dich arbeiten werde.«

Tanne verschlug es die Sprache, dann lachte sie kurz auf. »Ach ja? Und an was genau hattest du dabei gedacht?«

»Du brauchst einen Hunde-Toto. Ein Kind, das deine Hunde versorgt. Ich habe gesehen, wie das geht. Das Wasser wechseln, die Tiere bürsten, Zecken entfernen. Ich werde ein guter Hundepfleger sein.«

Tanne konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, zumal sie sich nicht erinnern konnte, Kamante vor seiner Zeit in der Klinik oft an ihrem Haus gesehen zu haben.

»Dazu müsstest du wissen, wie meine Hunde heißen«, sagte sie. »Das ist die Voraussetzung für eine Anstellung.«

»Pania und Askari«, antwortete Kamante feierlich. »Sie sind die Söhne von deinem ersten Hund.«

Tanne nickte erstaunt. »Gut, dann hätten wir das ja geklärt – sofern deine Familie einverstanden ist.«

»Ich entscheide selbst«, sagte der Junge knapp. »Und noch etwas. Ich bin jetzt wie du. Wir sind gleich, denn wir haben denselben Gott.«

Tanne starrte ihn konsterniert an, doch bevor sie noch etwas sagen oder fragen konnte, war Kamante schon auf dem Weg zur Veranda.

9

Thomas und ein paar Arbeiter hatten die letzte Maschine in die eben fertiggestellte Kaffeerösterei gezerrt, und Tanne hatte den hart gestampften Boden ausgefegt.

»Fertig ... Puh!« Sie setzte sich auf die klapprige Bank, die sie an die Wellblechwand neben die Tür gestellt hatten. Von hier aus hatte man einen weiten Blick hinüber zum Flussbett, hinter dem das Massai-Reservat begann. Thomas setzte sich neben sie, zog ein nicht mehr ganz sauberes Taschentuch aus der Hosentasche und wischte sich über das Gesicht. Eine verschwitzte Strähne hing in seiner Stirn, seine

Hände waren staubig. Er lehnte sich gegen die Wand in seinem Rücken.

»Halt!«, rief Tanne noch, aber es war zu spät. Jetzt erinnerte auch Thomas sich daran, dass die weiße Farbe, mit der sie die Rösterei gestrichen hatten, noch nicht ganz trocken war. Spuren von Farbe hafteten an seinem Hinterkopf und dem feuchten Hemd.

»Ich war lange nicht mehr so dreckig wie heute«, erwiderte er grinsend. »Aber weißt du was? Manchmal fehlt mir das sogar.« Plötzlich hatte sein Gesichtsausdruck etwas Wehmütiges. Tanne wusste sofort, wovon er sprach. Seit ihr Bruder vor ein paar Jahren aus dem Krieg gekommen war, fiel ihm die Rückkehr ins normale Leben schwer. Im Vergleich zu den Erfahrungen an der Front waren seine Touren im afrikanischen Busch oder der Bau ihrer Kaffeerösterei nichts als kindlicher Zeitvertreib. Tanne machte sich Sorgen um ihn.

»Thomas, gibt es denn gar nichts, was dir erstrebenswert erscheint? Was du in den nächsten Jahren machen oder erreichen willst?«

Thomas wandte ihr erstaunt den Kopf zu. Mit einer so beunruhigten Reaktion auf seine flapsige Bemerkung hatte er offenbar nicht gerechnet.

»Nimm mich doch nicht so ernst«, wehrte er ab.

»Ich nehme dich aber ernst«, beharrte Tanne. »Ich sehe doch, wie du dich treiben lässt. Du tust dieses und jenes, aber es scheint nichts zu geben, in das du dein Herzblut stecken möchtest.«

»Ich habe doch gerade erst mein Herzblut in diese Kaffeerösterei gesteckt«, versuchte Thomas zu scherzen.

»Was willst du mehr?«

»Das weißt du genau. Ich möchte dich glücklich sehen. Du hast so viele Talente. Ich möchte, dass du Erfolg hast, deine Erfüllung findest. Als du hierherkamst, hatte ich

gehofft, dass du all das hier in Afrika finden könntest, aber mittlerweile weiß ich, dass ich damit falschlag. Deine Zukunft ist nicht hier.«

»Das Finden der eigenen Erfüllung ist so eine Sache«, meinte Thomas. »Je planvoller man nach ihr sucht, desto weniger findet man sie.«

Tanne brummte unwillig. »Bror und ich ... wir hatten durchaus einen Plan damals. Wir wollten raus in die weite Welt, ein anderes Leben führen als das gutbürgerliche, das wir zu Hause hätten haben können. Und voilà, hier bin ich. Es hat geklappt.«

»Aber bist du auch glücklich hier?«, fragte Thomas, der sich die kleine Spitze nicht verkneifen konnte.

»Du meinst wegen meiner finanziellen Sorgen? Jetzt fang doch nicht schon wieder damit an.« Sie schob sich eine braune Strähne hinter das Ohr. Dann sah sie auf ihre schmutzigen, aber schlanken Hände, die in den letzten

Jahren durch die körperliche Arbeit kräftiger geworden waren. Sie war froh, Thomas noch nichts von ihren Gefühlen für Denys Finch Hatton und dem Kuss erzählt zu haben, sonst müsste sie sich nicht nur Anspielungen auf ihre Geldnöte, sondern auch Fragen nach ihrem Gefühlsleben gefallen lassen.

»Erinnerst du dich, was wir früher immer gesagt haben, Thomas? Wenn man feststellen will, ob man glücklich oder unglücklich ist, sollte man sich fragen, wie es wäre, wenn der besagte Zustand ewig andauern würde. Erst dann wird einem deutlich, ob man sich aktuell in der Hölle befindet oder im Paradies.« Sie stand auf. »Frag dich das, Thomas. Ich meine es ernst. Und nein ...«, mit einer Handbewegung beendete sie seinen Versuch, etwas einzuwenden, »wir sprechen hier gerade von dir, nicht von mir ... Und jetzt lass uns zum Haus gehen. Heute Abend feiern wir die neue Kaffeerösterei.«

Im Farmhaus hatte Abdullahi gewartet, bis sein erwachsener Bruder mit etwas anderem beschäftigt war, und sich ins Wohnzimmer geschlichen. Auf einem kleinen Tisch mit zwei zierlichen Stühlen stand das Schachbrett aus lackiertem Holz. Einen Augenblick lauschte er auf die Stimme seines Bruders, der in der außerhalb des Hauses gelegenen Küche mit jemandem sprach. Abdullahi schätzte seinen Bruder und war ihm dankbar, dass er ihn zu sich geholt hatte, nur war er manchmal so streng. Vor allem aber war er ein Perfektionist. Auch von Freizeit hielt Farah nicht viel, schon gar nicht vom Spielen. Abdullahi nahm den Turm in die Hand. Dass sein Bruder ihm nicht erlaubte, mit den anderen Kindern vor dem Haus zu spielen, machte ihm nichts aus. Das waren sowieso Kikuyu, er dagegen war ein Somalier, und das war schließlich etwas ganz anderes. Er ließ den Turm ein paar Felder ziehen. Dann stellte er ihn zurück und bewegte das

Pferd ... Dieses Spiel war ein Wunder. Warum konnte Farah das nicht verstehen?

Noch immer sprach sein Bruder in der Küche über das bevorstehende Abendessen. Damit würde er eine Weile beschäftigt sein. Kurz entschlossen setzte Abdullahi sich auf einen Stuhl. Seine Hände schwitzten, und obwohl sein Bruder ihn dafür rügte, wischte er sie an seinem Gewand ab. Es war nicht das erste Mal, dass er heimlich spielte. Vor allem nachts hatte er sich schon oft hierhergeschlichen. Die Eröffnung beider Seiten spielte er rasch, dann hielt er inne und dachte nach.

»Abdullahi!« Die erboste Stimme seines Bruders ließ ihn hochfahren, ein Bauer fiel vom Brett. Als er sich umdrehte, war er beinahe erleichtert, auch die Memsahib und ihren Bruder hinter Farah im Türrahmen stehen zu sehen.

»Komm sofort hierher!«, herrschte Farah ihn an.

»Ach bitte, lassen Sie ihn doch«, sagte Thomas und schob sich an Farah vorbei zu Abdullahi. Interessiert betrachtete er die Konstellation.

»Wo war der hier?«, fragte er und hob den Bauern hoch.

Zögerlich nahm Abdullahi die Figur und stellte sie wieder auf.

»Welche Farbe bist du?«

»Weiß. Ich bin immer Weiß.«

Thomas lächelte über den feierlichen Tonfall in der Stimme des Jungen.

»Dann hast du einen Fehler gemacht.« Thomas setzte sich und machte einen Zug mit einer schwarzen Figur. »Siehst du? Jetzt mache ich das, dann würdest du das machen«, er zog. »Und dann das, das und das ... und siehst du? Jetzt sitzt du in der Klemme.« Er sah Abdullahi grinsend an, doch dessen Gesicht blieb ernst.

»Sie haben eine Möglichkeit übersehen.« Abdullahi machte sämtliche Züge in derselben Reihenfolge wieder rückgängig. Dann spielte er die Sequenz neu.

»Schach«, sagte er schließlich. Thomas sah ihn perplex an.

»Jetzt reicht es aber, Abdullahi. Komm, ich habe eine Aufgabe für dich.« Farahs Stimme ließ keinen Widerstand zu. Abdullahi senkte sein vom Spiel erhitztes Gesicht und ging zu seinem Bruder.

»Ich will Revanche!«, rief Thomas ihm hinterher.

Abdullahi drehte sich um, und ein triumphierendes Lächeln huschte über sein Gesicht. Dann wurde er von Farah fortgezogen.

10

Es waren überwiegend junge Männer und Frauen, die zum Pflücken in die Kaffeeplantage gekommen waren. Die Haupterntezeit für Kaffee in Kenia waren die Monate Januar und Juli, aber die KaffEEKirschen hatten die mühsame Angewohnheit, nicht alle zur gleichen Zeit zu reifen. Schon jetzt, Mitte Dezember, waren viele von ihnen rot, andere dagegen erst gelb oder sogar noch grün. Tanne liebte die glatte, pralle Härte der KaffEEKirschen, die eigentlich eher Hagebutten ähnelten als der Kirsche, nach der sie benannt waren. Die Bohne in ihrem Inneren war von einem

feinen Mantel aus Fruchtfleisch umgeben, das wundervoll schmeckte und Tanne an Honigmelone erinnerte.

Honigmelone mit einer erfrischenden Note, dachte sie, während sie an einer KaffEEKirsche lutschte. Sie tat es nicht oft, doch manchmal, wenn sie ihren schmerzsteifen Fingern eine Pause gönnte, konnte sie einfach nicht widerstehen. Sie blickte über die endlos scheinenden Reihen dunkelgrüner Kaffeebäume, zwischen denen die Pflücker mit ihren Jutesäcken verteilt waren. Es war eine schwere, aber befriedigende Arbeit.

Tanne sumnte vor sich hin, während sie ihre Finger reckte und streckte. Sie hatte nicht gut geschlafen in den letzten Wochen. Zu viel ging ihr im Kopf herum. Bror, die bevorstehende Ernte, die Erwartungen ihrer Familie – und Denys. Ob er wohl auch manchmal an sie dachte? Zu mehr als einem Kuss war es an jenem Morgen im Regen nicht gekommen, denn Denys' Freund Berkeley war erwacht,

und bald darauf waren die beiden aufgebrochen. Dennoch hatte nach dem Kuss die Luft zwischen ihnen regelrecht in Flammen gestanden. Immer wieder hatte sie in den Stunden danach ungläubig ihre Lippen berührt, und sie spürte eine unbestimmte Sehnsucht, obwohl sie gar nicht wusste, was das eigentlich war zwischen ihr und Denys. Sie hatten sich nichts versprochen, und sie hatte kein Lebenszeichen von ihm erhalten, seit er weg war.

»M'sabu, geht es Ihnen nicht gut?«, fragte ein sehr junger Mann mit schön geformtem Gesicht, der in ihrer Nähe arbeitete.

»Nein, nein, es ist nichts.« Tanne lächelte schwach. »Ich bin nur ein bisschen müde.«

»Ich auch«, antwortete er. »Meine Mutter hält mich wach. Sie ist nicht mehr ganz jung, aber noch einmal schwanger und fühlt sich ... beschwert.« Er lachte, doch Tanne horchte auf. Sie nahm sich vor, am nächsten Tag in der Shamba

der Familie vorbeizuschauen. Aber jetzt musste sie endlich weiterarbeiten.

»Die Familie ist stets eine Plage ... sie stellt nämlich immer die gleiche Frage«, sang sie vor sich hin und lächelte dabei. »Fehlt weiter das Geld, schlaf ich bald im Zelt. Deshalb gehen wir auf die Pirsch, nach der roten Kaffeekirsch.« Die Unsinnssreime begannen ihr Freude zu machen. Plötzlich sah sie, dass einige der jungen Männer und Frauen um sie herum zu arbeiten aufgehört hatten und näher gekommen waren. Sie hatte Englisch gesprochen, das die Pflücker nicht verstanden, aber die Kikuyu hatten ein untrügliches Gespür für Reime und Rhythmus.

»Was machen Sie da?«, fragte einer von ihnen.

»Ich reime«, antwortete sie auf Suaheli. Dann erklärte sie, was man tun musste.

»Ngumbe na-penda chumbe«, sagte sie. »Wakamba nakula mamba.« Die Ochsen mögen Salz, die Wakamba essen

Schlangen ... Es waren die erstbesten Dinge, die ihr einfielen, und sie hatten keinen tieferen Sinn, aber die Kikuyu verstanden, dass es darauf nicht ankam.

»Machen Sie mehr davon, sprechen Sie wie der Regen!«, verlangte eine junge Kikuyu-Frau. Tanne fand den Vergleich wunderschön und ungleich poetischer als ihre eigenen sinnlosen Verse. Sie konstruierte noch ein paar Beispiele, dann übernahmen die jungen Leute selbst.

So verging die nächste Stunde mit viel Gelächter. Erst als Tanne auf dem Rückweg in der Ferne ihr Haus wiedersah, kam die Müdigkeit zurück. Mittlerweile war die Dämmerung hereingebrochen, und die erleuchteten Fensterscheiben der Farm hatten etwas Beruhigendes. Ihr Haus war ein Schiff aus Licht in der so plötzlich hereinbrandenden Dunkelheit dieses Kontinents.

Tanne blieb stehen. Was waren das für Geräusche? Thomas war für ein paar Tage zu seinem Freund Gustav

Mohr gefahren, aber vielleicht hatten sich seine Pläne ja geändert. Sie ging weiter, und aus dem unbestimmten Geräusch wurde eine Melodie. Unwillkürlich lief sie schneller, und die Melodie wurde klarer. Tannes Herz schlug heftig. Sie selbst besaß kein Grammophon, doch Denys hatte bei ihrem letzten Treffen davon gesprochen, dass sie unbedingt so ein Gerät haben müsse. War er von seinen Geschäften zurück?

Die letzten Meter zur Veranda nahm sie im Laufschrift. Mit geröteten Wangen und wirrem Haar betrat sie ihr Wohnzimmer. Tatsächlich. Denys saß in dem großen Ohrensessel. Vor ihm auf dem Tisch stand ein Grammophon, daneben eine Flasche Rotwein und zwei Gläser.

Plötzlich fühlte Tanne Unsicherheit in sich aufsteigen. Nun war das eingetroffen, was sie sich so sehr gewünscht hatte: Denys war hier – nur wusste sie nicht, wie sie damit umgehen sollte. Der Ausflug in die Ngong-Berge an

jenem verregneten Morgen, der Kuss. Was bedeutete es ihm? Bedeutete es ihm überhaupt etwas?

Das Schweigen zwischen ihnen dauerte nun schon eine Idee zu lange. Denys stand auf. »Ich dachte mir, dass die Dunkelheit dich nach Hause spülen würde, und habe schon mal den Kamin angemacht und die Gläser vorbereitet.« Er ging ein paar Schritte auf sie zu, doch auch sein Lächeln zeigte einen Hauch von Unsicherheit, soweit das bei einem Menschen wie ihm möglich war.

»Wenigstens hast du diesmal keine Pyramide aus Gläsern gebaut«, scherzte Tanne, deren Fassung trotz der verräterischen Hitze in ihren Wangen zurückgekehrt war.

»Dafür habe ich dir etwas mitgebracht, was du noch keines Blickes gewürdigt hast.« Denys zog eine Grimasse, und Tanne lachte.

»Das Grammophon hat mir schon den ganzen Weg nach Hause versüßt«, sagte sie lächelnd. »Danke, ich weiß gar

nicht, was ich sagen soll.« Sie trat näher. »Sind deine Geschäfte erledigt?«, fügte sie wie zufällig hinzu.

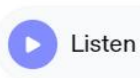
»Noch nicht ganz. Für zwei Wochen muss ich noch mal weg, aber kurz nach Weihnachten bin ich wieder zurück ... Allerdings muss ich erst morgen los ...«

Der Wink war eindeutig.

Das Abendessen verlief, wie man es zwischen guten Freunden erwarten konnte. Tanne erzählte von den Arbeiten auf der Farm, Denys von seinen Gemischtwarengeschäften. Sein Talent, andere Menschen zu imitieren, brachte sie immer wieder zum Lachen. Trotzdem konnte sie die Frage spüren, die zwischen ihnen im Raum hing.

Als sich am Ende des Essens Schweigen breitmachte, ging Denys zum Grammophon. »Welche Musik magst du?«, fragte er und sah die Platten durch, die er mitgebracht hatte.

»Die älteren Klassiker«, antwortete Tanne. »Beethoven, Mozart ...«



Listen

»Ich habe zunächst mal meine eigenen Favoriten mitgebracht. *Petruschka* von Strawinsky zum Beispiel. Nein, halt, hier habe ich etwas Tanzbares.« Er legte eine Platte auf, kam auf sie zu und streckte ihr die Hand hin. »Darf ich bitten?« Das Lächeln auf seinem Gesicht war nicht mehr als eine Andeutung.

Tanne stand auf. Denys war ein geübter Tänzer, und sie fragte sich, mit wie vielen Frauen er während seiner Jugend in England wohl getanzt haben mochte, wo er als der jüngere Sohn des dreizehnten Earl von Winchilsea aufgewachsen war. Doch der Gedanke verschwand sofort. Seine Hand war warm und bestimmt, sein erdiger Geruch nah an ihrem Gesicht. Seinen Körper unter dem Hemd zu spüren war so neu, dass Tanne schneller atmete. Denys' Hand, die leicht auf ihrer Hüfte geruht hatte, wanderte nach oben in die Mitte ihres Rückens und zog sie gleichzeitig näher zu sich. Auch Tannes Griff wurde drängender. Als ihre Brust seinen

Oberkörper berührte, hielt sie unwillkürlich den Atem an. Ihre Gesichter waren einander so nah, dass sich ihre Wangen fast streiften. Als Tanne es kaum mehr aushielt, zog er sie endgültig zu sich heran.

»Denys«, flüsterte sie heiser. Da spürte sie seine Lippen auf ihren.

»Memsahib? Mr Finch Hatton?« Farahs ungewohnt erregte Stimme drang aus dem Korridor herein. Schnell löste Tanne sich aus der Umarmung.

»Farah?« Er musste vor der Tür stehen geblieben sein. »Kommen Sie doch rein.«

Farahs Miene war dringlich. »Ein junger Kikuyu ist hier. Er sagt, Sie kennen ihn. Seine Mutter bekommt ein Kind, und es läuft nicht gut.«

Tanne wusste sofort, von wem er sprach, sie sah Denys an. »Ich komme mit«, sagte der. »Aber mein Benzin reicht gerade noch, um nach Nairobi zurückzufahren.«

»Wir nehmen mein Auto.«

Als sie in den Flur traten, stand der junge Mann in der Tür. Tanne griff nach ihrem Medikamentenkoffer, doch ein ungutes Gefühl sagte ihr, dass ihre Hausmedizin nicht ausreichen würde.

»Farah, bringen Sie mir die Lampe.«

Eine unnötige Aufforderung. Farah hatte sie bereits in der Hand.

»Farah muss auf den Beifahrersitz!«, rief Tanne, während sie alle vier zum Auto eilten. Denys' fragenden Blick sah sie nicht. Als der Wagen anfuhr, rollte Farah das Fenster herunter und hielt die Lampe weit nach draußen.

»Was soll das?«, kam Denys' Stimme vom Rücksitz.

»Meine Scheinwerfer sind kaputt«, antwortete Tanne kurz.

»Deine Scheinwerfer sind was?«

»Schon seit Längerem. Aber ich schiebe die Reparatur immer auf. Jeden Monat nehme ich es mir vor, aber

sobald ein bisschen Geld reinkommt, sind andere Dinge wichtiger.« Auch ohne ihn anzusehen, spürte Tanne die halb entgeisterte, halb amüsierte Miene in ihrem Rücken.

Schließlich erreichten sie die Shamba. Eine Traube stummer Frauen stand um eine der runden Hütten herum. Aus ihrem Inneren drangen Schmerzenslaute. Tanne und der Sohn der werdenden Mutter betraten die Hütte, Farah und Denys warteten draußen. Die nicht mehr ganz junge Frau lag nahe am Feuer, ihre Hände umklammerten den Bauch, die Augen waren geschlossen. Schweiß rann ihr aus den kurz geschorenen Haaren übers Gesicht. Tanne konnte sehen, dass sie vor Schmerzen völlig erschöpft war. Bei Tannes Eintreten hatten sich drei weitere Frauen in den Hintergrund der Hütte zurückgezogen und bäugten sie misstrauisch.

»Spricht hier jemand Suaheli? Wie lange hat sie diese starken Schmerzen schon?«, fragte Tanne langsam.

»Seit heute Morgen«, antwortete die jüngste Frau.